

"Mit Ideen und Praktiken spielen..., das könnte ich als Wissenschaft betrachten": Jaan Valsiner im Gespräch mit Günter Mey und Katja Mruck

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(1999). "Mit Ideen und Praktiken spielen..., das könnte ich als Wissenschaft betrachten": Jaan Valsiner im Gespräch mit Günter Mey und Katja Mruck. *Journal für Psychologie*, 7(1), 67-81. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-28737>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Person und Wissenschaft

»Mit Ideen und Praktiken spielen ..., das könnte ich als Wissenschaft betrachten«

Jaan Valsiner im Gespräch mit Günter Mey und Katja Mruck



Jaan Valsiner (1951 in Tallinn, Estland, geboren) studierte zunächst Englisch, anschließend Psychologie an der Tartu University, wo er auch bis zu seiner Emigration 1980 arbeitete. Nach einem halbjährigen Aufenthalt an der Justus-Liebig-Universität Gießen wechselte er zum Institute of Child Development an der University of Minnesota, 1981 dann an die University of North Carolina at Chapel Hill, wo er bis zum Sommer 1997 tätig war. Seit August 1997 ist er Professor an der Frances L. Hiatt School of Psychology an der Clark University in Worcester, Massachusetts. Jaan Valsiner hat sich als Gastprofessor u.a. in Italien, Australien, den Niederlanden und Brasilien aufgehalten. Im Rahmen des ihm 1995 verliehenen »Forschungspreises für Geisteswissenschaftler« der Alexander-von-Hum-

boldt-Stiftung war er für ein Jahr am Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin. Neben einer Fülle von Zeitschriftenartikeln und Buchbeiträgen liegen folgende wichtige Publikationen vor: »The individual subject and scientific psychology« (New York: Plenum Press, 1986); sein vielbeachtetes, mittlerweile in der zweiten, überarbeiteten Auflage erschienenes Buch »Culture and the development of children's action« (1987; Chichester: Wiley, 2. Aufl., New York 1997) sowie die gemeinsam mit Rene van der Veer vorgelegten Arbeiten »Understanding Vygotsky: A quest for synthesis« (1991, Oxford: Basil Blackwell) und »The Vygotsky Reader« (1994, Oxford: Basil Blackwell). Seit 1995 ist Jaan Valsiner Herausgeber der Zeitschrift »Culture & Psychology«.

MEY: Lassen Sie uns das Interview mit einer untypischen, weil nicht-narrativen Frage beginnen: Wenn Sie nur wenig Platz hätten, wie würden Sie jemandem, der oder die noch nie von Ihnen oder Ihrer Arbeit gehört und keinen Ihrer Texte gelesen hat, Ihre Person und Ihren Ansatz erklären?

VALSINER: Ich bin ein soziogenetischer Entwicklungspsychologe!

MEY: Eine schöne Paraphrase. Vielleicht können Sie uns einige Nuancen dieser Selbstcharakterisierung verständlich machen, indem wir etwas von Ihren derzeitigen Forschungsarbeiten, Büchern usw. erfahren?

VALSINER: Es gibt viele Projekte, in die ich derzeit parallel und in unterschiedlicher Weise involviert bin. Und obwohl ich mich mit teilweise scheinbar sehr weit auseinanderliegenden Themen befasse, ist ihnen allen gemeinsam, daß sie, trotz dieser Verschiedenheit, auf ein Ziel hin orientiert sind: Ich will verstehen, wie Menschen in und mit ihren soziokulturell organisierten Umwelten interagieren und wie Entwicklung in diesem interdependenten Prozeß möglich ist. Diese unterschiedlichen Projekte könnten grob in einige Kategorien unterteilt werden: Zunächst gibt es seit einigen Jahren Projekte zur Entwicklung von Kindern und Adoleszenten und zu der Frage, wie Begrenzungen bzw. äußere Festlegungen von Handeln, Denken und Fühlen die Ontogenese steuern. Hierzu gehören meine früheren Arbeiten zu Elternschaft und »Unfallprävention« und mein aktuelles Interesse an der semiotischen Regulierung des Selbst und insbesondere an der Entwicklung von Kindern in unterschiedlichen Settings. Dieser Strang begann in Estland, ruhte dann in den achtziger Jahren und wurde wieder belebt durch die Zusammenarbeit bei der Hertentagung »Stadt als ein Rahmen kindlicher Entwicklung«. Eine zweite Gruppe von Projekten fokussiert als Forschungsgegenstand die Psychologen selbst, z.B. die Frage, wie sie auf der Basis von empirischen Daten denken und argumentieren. Das Inter-

esse an diesen Fragen geht auf eine Auseinandersetzung mit Jan Smedslund zurück und hat sich u.a. in meinem Buch »The individual subject and scientific psychology« niedergeschlagen. Zur Zeit beschäftigt mich dieses Thema hinsichtlich der ko-konstruktiven Natur jeglicher Methodik. Besonders wichtig ist mir in diesem Zusammenhang, Entwicklungspsychologie im Kontrast zu der - trotz anderslautender Programmatik - in der Gegenwart vorherrschenden Nicht-Entwicklungspsychologie zu diskutieren. Hier ist die wiederkehrende Frage, warum Entwicklungspsychologie aktuell auf alles mögliche hin orientiert ist, aber nicht auf Entwicklung? Eine dritte Gruppe von Projekten und Arbeiten beschäftigt sich schließlich mit der Geschichte der Psychologie, genauer mit der Analyse der sozialen Konstruktion dieser Geschichte, wobei ich zunächst von der Psychologie in der UdSSR ausgegangen bin, dies aber zunehmend ausgeweitet habe in Richtung der Frage, wie (Wissenschafts-) Geschichte überhaupt konstruiert wird; Überlegungen hierzu habe ich zusammen mit Alberto Rosa in »Explorations in socio-cultural studies« dargelegt. Eine weitere Linie, die aus meinem Interesse an der sowjetischen Entwicklungspsychologie entstanden ist, betrifft meine Beschäftigung - zusammen mit Rene van der Veer - mit dem Werk von Vygotsky, dessen Arbeiten zwar viel beachtet wurden, aber leider meist nur infolge einer Art Vygotsky-Mode in verschiedenen Ländern in den achtziger Jahren. Außerdem spiele ich im Moment mit dem Gedanken eines Buches »Developmental Psychology in Amerika«, in dem ich zeigen möchte, warum sich entwicklungspsychologisches Denken in der nordamerikanischen Psychologie des 20. Jahrhunderts nicht entwickeln konnte. Alles in allem: ich habe mich niemals darauf festgelegt oder festlegen lassen, »Forschung im Gebiet X zu betreiben«, sondern ich habe mich mit den Problemen befaßt, die zu einer Zeit für mich interessant und herausfordernd waren. Und natürlich gibt es

auch Themen, mit denen ich mich beschäftigt und die ich bewußt wieder fallengelassen habe - etwa das Testen von Intelligenz, Testen überhaupt, das Benutzen von Inferenzstatistik in der Psychologie - weil für diese Bereiche auf theoretischem Weg gezeigt werden kann, daß sie »Sackgassen« für die Entstehung entwicklungspsychologischen Wissens sind. Da es für mich jedoch uninteressant ist, Perspektiven, die ich fruchtlos finde, zu »dekonstruieren«, suche ich lieber nach Alternativen. Auch aus diesem Grund lese ich quer durch die Disziplinen - Anthropologie, Soziologie, Geschichte usw. -, während ich die »normal-wissenschaftliche« Literatur innerhalb der Psychologie prinzipiell meide: Wenn ich sehe, daß ein Autor Daten ohne eine Beschreibung der jeweiligen Phänomene vorlegt bzw. sich darauf beschränkt, sie in P-Werten oder reduziert auf Signifikanztests darzustellen, dann finde ich dies wenig verläßlich. Von hier aus betrachtet findet sich aktuell wirklich wenig an grundlegendem Wissen in der »aufgehäuften Literatur« der akademischen Psychologie, wohingegen ich die sorgfältige Beschreibung von Phänomenen durch Psychologen aus früheren Zeiten sehr erfrischend finde; z.B. sind Arnold Gesells Filme über Kindesentwicklung weit- aus informativer als die nachlässig zusammengestellten Videobänder, mit denen heute meist gearbeitet wird.

Es kann allerdings auch passieren, daß ein spezifisches Gebiet mir zwar interessant erscheint, sich aber aus meiner jetzigen Perspektive als zu komplex für ein fruchtbares Verständnis erweist, dann verlasse ich es. Dies war z.B. so bei der »Unfallprävention bei Kindern«: Meine Kollegen fanden dieses Thema sehr »profitabel« und ermutigten mich, mich dort zu engagieren, aber nachdem mir die simple Nichtunterscheidbarkeit von Unfallprävention einerseits und daß »kein Unfall geschieht« andererseits bewußt geworden ist - es also unmöglich ist zu zeigen, daß sicher eine Wirkung von

Prävention vorliegt - habe ich die Aktivitäten in diesem Gebiet eingestellt.

MRUCK: Sie sagten, daß Sie niemals daran interessiert waren, »Forschung im Gebiet X zu betreiben«, daß Sie niemals bereit waren, sich auf ein Thema zu beschränken: Was würde mit Jaan Valsiner geschehen, würde er nur in einem Gebiet forschen, nur an einem Thema arbeiten, nur in einem Land bleiben?

VALSINER: Wenn ich veranlaßt würde, »Forschung im Gebiet X« zu betreiben, dann wäre ich wahrscheinlich befriedigt, Daten über X anzuhäufen, und ich wäre nicht geplagt von schwierigen Fragen; es wäre ein Königsweg zum Erfolg vor dem Ruhestand. Ich wäre zwar wirklich gelangweilt, aber natürlich würde ich das niemandem zeigen. Statt dessen würde ich Übersichtsartikel über die großen Erfolge der »Forschung über X« schreiben.

EINE REISE DURCH UNTERSCHIEDLICHE PSYCHOLOGIEN

MEY: Es wäre sehr interessant, wenn Sie von einigen Ihrer Erfahrungen auf Ihrem Weg durch die Länder und durch die Psychologien erzählen würden!

VALSINER: Um vorne zu beginnen: Die Psychologieabteilung der Universität von Tartu war in den 70er Jahren ein sehr freier Ort für junge Studenten. Ich habe seit dieser Zeit und durch die ganze Welt gereist, keinen Ort gefunden, der in einer vergleichbaren Weise entwicklungsfördernd für Studierende gewesen wäre. Aber wir waren arm, uns fehlten Technologien, und wir mußten uns auf unsere eigenen Ressourcen stützen. Auch gab es im sowjetischen System keine Hoffnung auf garantierte Jobs; solche Stellen waren zu der damaligen Zeit in der Planwirtschaft der UdSSR nicht vorgesehen. Doch trotz alledem: Wir waren begierig, unsere eigene Psychologie zu entwerfen, auch wenn wir eine Art freiwillige »Geiseln« der amerikanischen Psychologie waren und weniger in einer europäischen Tradition standen, die wir dank ei-

ner guten Grundausbildung jedoch kannten. Interessanterweise hatte die »ideologische Überbestimmtheit« des sowjetischen Systems in den 70er Jahren ihre »blinden Flecken« in Estland, massive Kontrolle galt zwar den politischen, nicht aber den wissenschaftlichen Aktivitäten von Studenten, obwohl - besonders in den »Sozialwissenschaften« - die Trennlinie zwischen Politik und Wissenschaft natürlich nicht immer ganz einfach zu ziehen war und einige Soziologen politisch verfolgt wurden. Auch ich selbst lief Gefahr, verfolgt zu werden, weshalb ich entschied, die UdSSR, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte, zu verlassen; das geschah dann glücklicherweise 1980.

MEY: Was war der konkrete Grund für diese Entscheidung?

VALSINER: Ausschlaggebend war, daß der Vizekanzler der Tartu-Universität mir 1977 untersagte, einen Beitrag zur Publikation nach Amerika zu schicken. Er erachtete mich - im zarten Alter von 26 - »als zu jung, um kompetent zu sein, international zu publizieren«. Ich stimmte - innerlich - nicht zu und nutzte die Gelegenheit, drei Jahre später die Sowjetunion zu verlassen. Ich toleriere keine Arroganz von Administratoren gegenüber jungen Forschern, vor allem dann nicht, wenn sie sich auf Macht stützt.

MEY: Wie ging es dann weiter?

VALSINER: Ich kam 1980 nach Gießen, und mir wurde gesagt, daß einige Psychologiestudenten gegen meine Einladung opponierten: »Wenn er sowjetischer Flüchtling ist, dann wird er uns die falsche Art sowjetischer Psychologie lehren«. Ich selbst war damals von der pro-sowjetischen Haltung westdeutscher Studenten ziemlich überrascht, die sich durch eine unkritische Akzeptanz gegenüber Ideen auszeichnete, die in der sowjetischen Psychologie auftauchten, und sich für mich wenig unterschied von der unkritischen Akzeptanz wieder anderen amerikanischen Ideen gegenüber: Sie organisieren ihre mehr oder weniger starren Weltansichten um unterschiedliche fixe Anker, - einige finden diese bei Vygotsky, andere in

der Varianzanalyse, wieder andere in der »humanistischen Psychologie« usw. Was mich in der Folge an unkritischen Akzeptanzen jeder Couleur zu interessieren begann, war deren kritische Reflexion. So sah ich, als ich nach Amerika kam, eine lokale Akzeptanz vorgefertigter Ideen gegenüber, z.B. dahingehend, daß die Datenanalyse »auf die richtige Art und Weise« gemacht werden sollte. Für mich handelt es sich bei all dem um die gleichen Phänomene, der entscheidende Unterschied ist der zwischen Leuten, die solchen vorgegebenen Ideen folgen, und jenen, die mit Ideen, Praktiken usw. spielen und versuchen, ein neues Verständnis zu konstruieren. Letzteres könnte ich als Wissenschaft betrachten, das erste ist für mich höchstens Teil und Ausdruck einer sozial-institutionalisierten Welt. In diesem Sinne ist der Fortschritt, der für die amerikanische Psychologie mit IQ-Messungen von Soldaten während des 1. Weltkrieges häufig genug assoziiert wird, ein soziales Zeichen für den Niedergang einer fruchtbaren Periode der Psychologie seit der Jahrhundertwende. Ganz ähnlich hat die breite Rezeption von Piaget und die Kanonisierung seiner Ideen zum Ende eines durchdachten Forschungsprogrammes beigetragen; ebenso endeten in der Sowjetunion kreative psychologische Richtungen, als sie von den »richtigen« Ideen einer Version marxistischer Philosophie übernommen wurden.

MEY: Wir werden auf Ihre Auffassung, Forschung zu praktizieren, noch zurückkommen. Aber vielleicht können Sie uns zunächst noch ein bißchen mehr über Ihre konkreten Erfahrungen hier in Deutschland erzählen. Dauerten die Konflikte mit einigen linksgerichteten Studenten während Ihres ersten Aufenthaltes in Deutschland an?

VALSINER: Die erste Zeit in Gießen von April bis Oktober 1980 war meine erste Begegnung mit Deutschland, die ich sehr schätzte. Da es sich um einen zeitlich begrenzten Aufenthalt handelte, vor allem, weil ich nach einem Platz suchte, um mich nieder-

lassen zu können, gab es nur wenige Forschungsbemühungen. Dafür, daß diese überhaupt möglich waren, werde ich Herrn Professor Klaus Scherer ewig dankbar sein: Er organisierte eine Gastdozentenstelle für mich, gegen den Protest einiger Studenten, die glücklicherweise in dem entscheidenden Gremium in der Minderheit waren, und ich wurde eingeladen - eine gute Lehrstunde in Demokratie. Die intellektuellen Begegnungen in Gießen mit Kollegen und mit den drei Studenten, die meinen (offensichtlich »nicht korrekten«) sowjetischen Psychologiekurs besuchten, waren sehr angenehm und produktiv.

MEY: Nach dieser kurzen Zeit in Deutschland gingen Sie in die Vereinigten Staaten, und Sie waren dort - wie Sie sagten - mit einer anderen Art von Glaubenssätzen konfrontiert?

VALSINER: Vor meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten sagte mir ein schwedischer Freund, daß dies Land »ein sehr religiöses Land ist. Du mußt in diesem Land an irgend etwas glauben«. Ich glaubte ihm zunächst nicht, aber als ich dort ankam und das Leben kennenlernte, verstand ich, daß er absolut recht hatte. Man muß dort an irgendein existierendes Glaubenssystem glauben (eingeschlossen den Glauben an ein skeptizistisches Glaubenssystem), ansonsten steht man »außerhalb« des akzeptierten Rahmens definierter und koexistierender Gruppen. Diese Organisation von Gesellschaft hat historische Wurzeln, die von verschiedenen Kommentatoren bemerkt wurden, so etwa von Alexis de Tocqueville im 19. und von George Herbert Mead im 20. Jahrhundert. Bei meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten wurde mir diese soziale Dynamik der amerikanischen Psychologie sehr deutlich vorgeführt: So wurde ich während eines Bewerbungsgesprächs im Frühjahr 1981 von einem wohlwollenden Fakultätsmitglied eine halbe Stunde lang darüber »ausgequetscht«, ob ich nun ein »sozialer Entwicklungspsychologe« oder ein »kognitiver Entwicklungs-

psychologe« sei. Ich beharrte darauf, beides zu sein bzw., daß mir am Herzen läge, beides zu verbinden. Sie lächelte und erwiderte: »O.K., ja, ich verstehe. Aber sind Sie in Wirklichkeit dies oder das?« Ich habe die Anstellung nicht bekommen, aber eine andere - in North Carolina - wo ich 16 Jahre bis 1997 geblieben bin.

Eine sehr positive Erfahrung in Amerika war die Toleranz akademischer Autonomie, wobei dies für mich insoweit selbstverständlich war, als ich dies in Estland bereits in Fülle erlebt hatte: Ich hatte dort nach den ersten zwei Jahren des Psychologiestudiums ein spezielles Studienprogramm erhalten, das mich davon befreite, Vorlesungen zu besuchen, und mir ermöglichte, mich auf das zu konzentrieren, was mich an der Psychologie interessierte. Überraschend war für mich, daß eine solche Autonomie für andere Besucher der Vereinigten Staaten überraschend war, insbesondere für junge deutsche Psychologen, die die Leine ihrer machtvollen Professoren gewohnt sind, oder für Amerikaner, die sich vor Evaluations-Feedbacks fürchten.

MEY: An dieser Stelle vielleicht, um Ihre Reisen durch die Länder und die Psychologien zu komplettieren: Sie blieben nicht nur in Europa oder in Nordamerika, sondern später besuchten Sie z.B. auch Brasilien?

VALSINER: Um genau zu sein, ich begann 1989, Brasilien zu besuchen und war dort einige Male. Drei dieser Besuche waren je etwa drei Monate lang. Die Kontakte entstanden, weil ich begeistert war, als ich die Unterlagen zur Tagung der »International Society for the Study of Behavioural Development« (ISSBD) in Tokio 1987 durchsah, an der ich selbst nicht teilnehmen konnte: Ich forderte Texte an, bekam diese, und mit der Zeit etablierte sich eine kontinuierliche Korrespondenz. Die ersten persönlichen Treffen mit den brasilianischen Psychologen fanden im Sommer 1989 auf der Jyväskylä ISSBD-Tagung in Finnland statt, und dann fanden sich Wege, das erste Mal auf Initiative von Maria Lyra aus Recife, um

mich nach Brasilien einzuladen. Besonders schätze ich die Gedankenfreiheit, die ich dort angetroffen habe, und ich habe mit einigen brasilianischen Kollegen enge Arbeitsbeziehungen aufgebaut und Freundschaften geschlossen. Der Eifer bezüglich neuer Ansätze ist in Brasilien weit größer als in Europa oder Nordamerika, auch wenn es selbstverständlich viele Probleme gibt - die Brasilianer selbst würden sicher von ihrem »Dritte Welt-Land«-Komplex reden. Trotzdem, was den Umgang miteinander angeht, finde ich überhaupt nichts von dieser »Dritten Welt«, sondern die intellektuelle Produktivität ist - vielleicht für die ausgewählte Gruppe von Personen, die ich kenne - sehr hoch. Ich werde dieses schöne Land weiterhin besuchen, und ich genieße den Austausch dort. Ich bin darauf erpicht, dort kurze intensive Kurse oder Colloquien zu veranstalten, und ich erhalte meist ein interessanteres Feedback als in den USA oder in Deutschland.

MEY: Wenn Sie diese unterschiedlichen Erfahrungen und Kontakte zusammenfassen, worin besteht der größte Gewinn für Sie selbst bei ihrer Reise durch die Länder und Psychologien?

VALSINER: Am meisten schätze ich es, zu lernen, indem ich mit Kollegen innerhalb ihrer Lebens- und Arbeitswelten zusammenarbeite. Ich reise nicht als Tourist, mein Ziel ist das gemeinsame Arbeiten. Man braucht diesen ganz praktischen Wechsel zwischen Positionen, um die Realitäten verschiedener Psychologien zu verstehen. Diese Informationen können nicht einmal die besten Bücher bieten.

MEY: Als deutsche Psychologen sind wir besonders an Ihren Erfahrungen in Deutschland interessiert. Was waren Ihre Eindrücke, als Sie sich in den 90er Jahren hier öfter und für längere Zeit aufhielten?

VALSINER: Ich denke, daß die deutsche Psychologie immer noch so kraftvoll ist, daß sie ihre Rolle als Vorreiter der Disziplin, die sie vor 100 Jahren hatte, wiedererlangen kann, allerdings nur, wenn sie ihre exzessive Ori-

entierung an der nordamerikanischen Psychologie aufgibt. Gegenwärtig ist die deutsche Psychologie vielleicht nicht im besten Zustand - oder genauer - sie erscheint mir sehr unausgewogen; es gibt sehr innovative Ansätze neben der bloßen Wiederholung nordamerikanischer »Forschungsspiele«. Unglücklicherweise scheinen sich hier unterschiedliche Ansätze jedoch mit ideologischer Inbrunst zu bekämpfen - wenn ich etwa an den Zwist zwischen der »Mainstream«-Psychologie und der »Kritischen Psychologie« denke - verbunden mit einer aggressiven Stigmatisierung von beiden Seiten, die für keinerlei Entwicklung von Ideen hilfreich ist.

MEY: Weil Sie gerade die »Kritische Psychologie« erwähnen: Was war der größte Gewinn Ihres einjährigen Berlin-Aufenthaltes?

VALSINER: Der größte Gewinn war, in der Mitte Europas zu leben, während ich in mehrere Projekte involviert war, die mich aus sehr unterschiedlichen Gründen interessierten: Das »Kinder in der Stadt«-Thema ist interessant, da es einen prinzipiell undefinierbaren Makrokontext (»Stadt«) und sehr reale menschliche Wesen, nämlich Kinder, umfaßt, die in bezug auf diesen Kontext sowohl autonom als auch abhängig sind. Ich bin schon sehr lange an solchen »dependenten Independenzen« interessiert, und da ist das Projekt von Dietmar Görlitz einzigartig und wissenschaftlich vielversprechender als gewöhnliche psychologische (Labor-) Forschung. Der Aufenthalt in Berlin hat mir auch flüchtige Eindrücke der Wirklichkeiten von deutschen, akademischen Psychologen beschert, während sie sich dem Jahr 2000 nähern - solche modischen Klischees werden in diesen Tagen benutzt! - bzw. was diese mysteriöse »europäische Vereinigung« bedeutet, wenn es um die alltägliche psychologische Arbeit insbesondere an Universitäten geht. Ebenso profitierte ich davon, daß ich weitere Forschungsgruppen hier in Berlin näher kennenlernte. Durch Kontakte mit der Gruppe um Martin Hildebrandt-Nilshon an der Frei-

en Universität lernte ich, wie Psychologie in Deutschland sich von ihrer »kritischen« zu einer »empirischen« Verfassung bewegt, und die Psychologie der Lebensspanne, die am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung betrieben wird, wurde für mich konzeptionell verständlich - ich konnte hinter den sehr vielen empirischen Bemühungen ihren Kern sehen.

MRUCK: Und der wäre?

VALSINER: Ich spreche jetzt über das von Paul Baltes geleitete »Weisheits-Projekt«, nicht generell über das Max-Planck-Institut. Der Kern ist bewundernswert - nämlich die sehr unintelligente Ansicht zu zerstören, die im abendländischen common sense und in politischen Ideologien existiert, daß alte Leute »Müll« für die Gesellschaft sind. Anstelle dessen ist, was Baltes zu tun scheint, die Ideologie traditioneller Gesellschaften wiederherzustellen - nach der alte Personen, sogar wenn sie körperlich gebrechlich sind und tatsächlich einigen mentalen Verfall zeigen, nichtsdestotrotz wertvoll und zentrale Personen im politischen Leben sein können. Jetzt, wo Politiker in allen Gesellschaften langsam verstehen, daß sie eben älter und nicht jünger werden, sollte ihnen und anderen in den »modernen« oder »postmodernen« Gesellschaften Europas oder Nordamerikas der Gedanke der Weisheit des Alters leichter zugänglich sein. Deshalb ist diese Forschungsorientierung sehr clever, denn sie spricht die Ängste aller an, die älter werden, und es handelt sich um eine Forschungsorientierung, die in der Psychologie bis dahin übersehen wurde. Die Schwierigkeit, die ich sehe, besteht in dem Versuch, Anleihen aus der traditionellen psychologischen Methodologie mit produktiven Konzepten wie etwa dem der »selektiven Optimierung« zu verbinden. Die Standard-Methoden der Psychologie taugen jedoch wenig, um das Problem einer Psychologie des Alter(n)s angemessen zu bearbeiten. Insoweit ist das »Weisheits-Projekt« zwar sehr produktiv in der Hervorbringung von empirischen Daten und ange-

sehen im internationalen System psychologischer Forschung, aber es ist gleichwohl nicht in der Lage, die hier angerissenen Probleme zu lösen. Das Thema braucht innovative, nicht traditionelle Lösungen.

GEFOLGSCHAFTEN UND ORTHODOXIEN

MEY: Einige Anmerkungen in diesem Interview und auch in anderen Zusammenhängen legen nahe, daß Sie »Anhänger« bzw. Gefolgschaften nicht mögen. Würden Sie vielleicht in Anlehnung an die Bemerkung von Sigmund Freud, er sei kein Freudianer, sagen: »Ich bin keiner, der Valsiner folgt!«? Und was bedeutet das für die Ausarbeitung von (Ihren) Theorien, worin liegt der (Un-)Sinn des Folgens?

VALSINER: Ja, ich bin definitiv kein »Valsiner-Follower«! Nachdem ich einige Ideen entwickelt habe, z.B. wie in »Culture and the development of children's action« dargelegt, das System der »Entwicklungseinschränkungen«, ging ich vor fünf oder sechs Jahren davon ab, Begriffe wie »Zone freier Bewegung«, »Zone geförderter Handlung« oder »Zone nächster Entwicklung« zu verwenden, weil ich vermeiden wollte, diese fragilen Konzepte für mich selbst in eine Orthodoxie zu verwandeln, und ich habe in den letzten Jahren nur versuchsweise auf diese Vorstellungen zurückgegriffen. Ich akzeptiere, daß die meisten unserer Vorstellungen - besonders in der theoretischen Sphäre - wahrscheinlich armselige Lösungen sind, und deshalb ist es besser, neue Versionen auszuprobieren als zu versuchen, empirisch zu beweisen, daß die ersten Lösungen »richtig« waren.

Für mich persönlich ist es einfach langweilig zu sehen, wie andere den (gleichen) Ideen, die ich verbreite, folgen. Dagegen kann Kritik an diesen Ideen einen neuen Anstoß für deren Weiterentwicklung geben, sogar dann, wenn ein Kritiker Ideen völlig niedermacht, kann es sinnvoll sein zu verstehen, wie er oder sie das macht, um dann vielleicht diese Kritik zurückzuweisen.

Meine Ideen sind nicht »anwendbar« für irgendwas, ohne sie für den je spezifischen Zweck neu zu überdenken.

MEY: Was bedeutet das hier Gesagte für Sie selbst und dafür, daß Sie in gewisser Weise Vygotsky »folgen«?

VALSINER: Ich denke, ich habe zusammen mit Rene van der Veer sehr eindringlich gezeigt, wie schal die meisten aktuellen Versuche sind, »Vygotsky zu folgen«. Gefolgschaften dieser Art unterscheiden sich nicht von der Mentalität derjenigen linken Studenten, die damals in Gießen die marxistischen Flugblätter vor der Mensa verteilten. Ich kann verstehen, warum solche »Nachfolgenden« existieren, aber ich habe keine Sympathie für ihre Aktivitäten. Die Konstruktion von wissenschaftlichen Ideen ist ein subjektiver Prozeß, so wie Künstler viele Entwürfe eines Gemäldes zeichnen, bevor sie zu einem gelangen, der paßt. Würden eifrige »Gefolgsleute« jeden dieser Entwürfe kopieren, würde das zur Stagnation von Ideen beitragen, nicht zu deren Entwicklung.

MRUCK: Eine sehr deutliche Abgrenzung! Ihre Antwort, aber auch einige Ihrer Bemerkungen in Artikeln markieren - so glaube ich -, daß Sie Angst vor Systemen oder genauer: vor Orthodoxien haben. Stimmt das?

VALSINER: »Angst vor« - vielleicht Abscheu gegenüber perfekt intelligenten Leuten, die die Rolle eines »Followers« des einen oder anderen »Systems« einnehmen und dies dann in ein starres System verwandeln. Vygotsky und Piaget erlitten dieses Schicksal.

Ich würde gerne wissen, wie viele führende Psychologen von sich sagen können, daß sie über ihre Vorgänger hinausgegangen sind (ich meine in bezug auf Ideen, nicht was die Anzahl von veröffentlichten Texten anbelangt), und wie viele von ihnen ihre Doktoranden aktiv ermutigen, über das hinauszugelangen, was sie selbst als Professoren vertreten. Solche intellektuelle Transzendenz garantiert sowohl neue Lösungen als auch viele Sackgassen; »Nachfolgen«

produziert niemals etwas Neues, außer sozialer Anerkennung - und auch die nur manchmal.

MRUCK: Aber geht es überhaupt, eine Theorie zu entwickeln, ohne - zumindest ein wenig - orthodox zu sein?

VALSINER: Ich verstehe Ihre Frage nach »orthodox sein« nicht. Wenn Sie die »traditionelle« Psychologie meinen, dann ist meine Arbeit hyper-traditionell - sie basiert auf dem Standard von »Reinheit«, wie er noch 1920 und 1930 vertreten wurde, und nicht auf den (unpräziseren) Standards, die seit den 50er Jahren akzeptiert werden. Ich erlebe mich selbst dabei, einige konservative Ideen wie die Präsentation von Rohdaten zu verteidigen bzw. von Daten, die so nah wie möglich an ihrer »Rohform« bleiben - was eindeutig altmodisch ist. Und ich tue dies auf »orthodoxe« Weise, nun im Sinne von arrogant, dominant oder wie auch immer. Umgekehrt bereitet es mir wenig Vergnügen, dem zu folgen, was als »Theorie« in den »postmodernen« Sozialwissenschaften durchgeht. Meist geht es hier um die Verbreitung einiger (durch Journalismus wichtig gemachter) sozialer Repräsentationen. Das größte Problem erscheint mir in diesem Zusammenhang die ideologische Akzeptanz der Erhabenheit von »Anwendungsforschung«, in deren Namen Denken beiseite gelegt und durch ein künstliches Gerede über schwierige Themen ersetzt werden kann. - Auf einem Psychologie-Kongreß, den ich kürzlich besuchte, erschien mir die Anzahl von Postern und Beiträgen, die den psychologischen Aspekten von AIDS gewidmet waren, größer als die Anzahl an AIDS-Leidenden. Das halte ich für eine Profanisierung von Psychologie als Wissenschaft: Es wird hinter »populären Themen« hergejagt, die psychologisch aber nicht zu lösen sind, und auf diese Weise wird die Profession in die Schlagzeilen gebracht.

MEY: Auf der einen Seite kritisieren Sie - wie Sie es nennen - die »postmoderne« Psychologie, die sich auf aktuelle Themen wie

AIDS bezieht, auf der anderen Seite scheint es für die Psychologie wichtig zu sein, bei aktuellen Themen mitzusprechen. Ist das ein Dilemma?

VALSINER: Nein! Ich sehe das nicht als ein Dilemma. Ich betrachte AIDS nicht als ein »aktuelles Thema« für die Psychologie, weil es ein Thema ist, das von einem spezifischen sozialen System fabriziert wurde, in diesem Fall dem der amerikanischen Mittelklasse, die ihre Lebensideologien anderen aufnötigt und dies mit »missionarischer Anstrengung«. Von daher, lassen Sie uns doch fragen, warum sich Psychologen AIDS zuwenden und nicht Ebola oder Grippe? Oder irgendeiner anderen Krankheit? Was ist das Besondere an AIDS - außer, daß Journalisten uns permanent davon erzählen? Und was sie uns erzählen, ist selbstverständlich eine Horrorgeschichte, aber wären Psychologen in der Lage, das Problem AIDS zu lösen? Ich glaube nicht, und die gleiche Antwort gilt selbstredend für Grippe, ein Problem, für das wir uns nicht einmal interessieren! Warum sollten wir uns also um solche Fragen bemühen, wenn es doch viele andere gibt, für die eine psychologische Untersuchung angemessener und passender wäre - wie z.B. die Konstruktion von Horrorszenarien als solche. Oder die Psychologie von Journalisten, Politikern oder anderen, die absichtlich ein publikumswirksames Horrorszenario konstruieren, um daraus politisches Kapital zu schlagen. Das psychologische Thema an AIDS ist nicht AIDS, sondern es ist unsere Art, in bezug auf AIDS zu reden und zu fühlen. So etwa möchte ich meinen Standpunkt zusammenfassen.

MEY: Trotzdem, Sie arbeiten manchmal - mehr oder weniger - auch an aktuellen Themen, wenn ich etwa an Ihre Beteiligung an der Forschung zur Unfallprävention oder auch an einige Arbeiten im Zusammenhang mit der »Herten-Tagung« denke, in denen sich die Frage nach den Lebensbedingungen von Kindern in den Städten stellt. - Was unterscheidet diese Arbeiten von der so-

genannten postmodernen Wissenschaft?

VALSINER: Ich habe niemals vorgegeben, daß ich die praktische Seite z.B. von Unfallprävention zu lösen versuche. In der Tat war (und ist) das Thema als ein paradoxes theoretisches Problem für mich von Interesse. Dieses Problem zu lösen, ist die Psychologie jedoch nur sehr dürftig ausgestattet, - Unfallprävention beinhaltet ein Ereignis, das nicht existiert (kein Unfall), während in der Psychologie zumeist versucht wurde vorherzusagen bzw. zu erklären, warum sich etwas Existierendes ereignet hat. Und ich bin immer noch an dem theoretischen Gehalt dieser Thematik interessiert, aber ich würde niemals Präventionsprogramme etwa des Typs »Training von Eltern zwecks Unfallvermeidung bei Kindern« installieren.

MEY: Vielleicht ist es an dieser Stelle nötig, genauer zu fragen, was Sie unter »postmodern« verstehen?

VALSINER: Eine gute Frage! Möglicherweise habe ich diesen Begriff zu weit gefaßt. Im Prinzip meinte ich die heutige Welt, in der Massenkommunikation zwischen Personen und ihre Erfahrung tritt und Wissen notwendig fragmentiert ist, lokal und diskursiv konstruiert wird, so daß grundsätzliche Verallgemeinerungen zumindest für die Sozialwissenschaften weder möglich noch nötig erscheinen.

»RE-THINKING« PSYCHOLOGIE: MAINSTREAM VS. NICHT-MAINSTREAM, ALTE VS. NEUE PSYCHOLOGIEN

MEY: Bis hierher haben wir ein wenig über Ihren Weg durch die Psychologie erfahren und darüber, daß Sie immer besonders daran interessiert waren und sind, Ihren eigenen Weg zu gehen. Insoweit könnte man sagen, daß Sie »gegen den Wind« der Mainstream-Psychologie arbeiten. Ist das richtig? Und was halten Sie überhaupt von der Unterscheidung »Mainstream« vs. »Nicht-Mainstream«?

VALSINER: Selbstverständlich habe ich hier keine eindeutige Antwort, aber vielleicht ist es gut, mit der Frage »was ist Mainstream«

zu beginnen. Für gewöhnlich reden wir darüber, als gäbe es einen homogenen Satz von Überzeugungen, Praktiken, Voraussetzungen etc., die von allen »Anwendern« oder »Anhängern« gleichermaßen befolgt werden. Und dann gibt es diese »couragierten Außenseiter«, die vom »Mainstream« »abweichen«. Aber auch, wenn ein solches Bild für einen soziologischen Blick auf die Psychologie naheliegen kann - möglicherweise verstärkt durch unsere Rekonstruktion der Geschichte der Psychologie zunächst mit dem »Introspektionismus« als bestimmendem Paradigma, dann »Behaviorismus«, »Kognitivismus«, »ökologische Psychologie« usw. - so ist es doch bestenfalls als grobe Annäherung adäquat. Vielleicht paßt es auf der Ebene von Wissenschafts-Politiken, aber es repräsentiert sicher nicht die Heterogenität der individuellen Interessen von Psychologen, die parallel z.B. in einem Forschungsgebiet oder in einer Abteilung arbeiten. Die Personen schließen an Ideen an, an einige positiv, an andere negativ. Somit ergibt sich in der interpersonellen Sphäre keine strikte Mainstream- vs. Nicht-Mainstream-Abgrenzung, sondern ein sehr heterogenes Bild. Und in meinem eigenen Arbeiten denke ich - trotz der Kritik von Vertretern der einen oder anderen Richtung - nicht in Begriffen von Mainstream oder Nicht-Mainstream, sondern es geht mir um Ideenkomplexe: Z.B. verbanne ich, was »nicht-entwicklungsbezogen« ist, aus meinem Interessensfeld, aber nicht weil es »falsch« ist, es ist eben für mich von geringem Interesse. Oder nehmen Sie z.B. meinen Sarkasmus gegenüber der »Soziobiologie«: Er gründet auf der Neigung von Soziobiologen, unterschiedliche Analyseebenen zu vermischen und damit eine »Suppe« zu kreieren, die niemand mehr essen kann - außer ihnen selbst. Auch nehme ich manchmal selbst eine »Mainstream«-Position ein, z.B. ist meine Kritik an der Art und Weise, wie Psychologen Statistik benutzen, der eines »puristischen« Statistikers ähnlich, und ich bin eher

skeptisch gegenüber einigen selbst verkündeten »Segnungen« in der Psychologie wie z.B. »Dekonstruktivismus« oder »Postmodernismus«. Ich führe jedoch keinen Krieg, ich analysiere einfach nur kritisch verschiedene Ideen, und sicherlich werden einige von ihnen vollständig »entsorgt«. Aus dieser Position heraus ist es mir möglich, neben - und manchmal mit - Personen zu arbeiten, die sehr unterschiedliche Positionen in bezug auf die Unterscheidung bzw. auf das Kontinuum Mainstream/Nicht-Mainstream einnehmen. Was mich wirklich interessiert, ist die Produktivität dessen, was herauskommt, und ich verschwende meine Zeit und Energie nicht damit, mich darüber zu ärgern, wie schlecht die Lage der Psychologie ist, sondern ich versuche sie zu verstehen und - wenn möglich - zu verbessern.

MRUCK: Da Sie als ein Hauptthema interessiert, wie Entwicklung sich im Spiel zwischen Individuen und Kultur »ereignet«: Es gibt einen sehr wichtigen Teil der Psychologie, der sich traditionell mit diesen Fragen beschäftigt, nämlich die Psychoanalyse. Sie haben die Psychoanalyse nie erwähnt. Sind Sie an ihr nicht interessiert, oder hat dieses Nicht-Erwähnen andere Gründe?

VALSINER: Ich bin in der Tat nicht an der Psychoanalyse - als erklärendem Bezugsrahmen - interessiert, wohl aber an den Phänomenen, mit denen Psychoanalytiker arbeiten. Z.B. ist die Frage des Unbewußten ungelöst, seit Pierre Janet und später Sigmund Freud sie zu einem zentralen Thema der psychologischen Analyse gemacht haben. Oder Dorothy Burlinghams und Anna Freuds Dokumentation über die Gesundheitsprozesse von Kindern, die in Konzentrationslagern im 2. Weltkrieg härteste Bedingungen ertragen mußten, die weiterhin einen sehr guten, realistischen Prüfstein und eine Herausforderung für all jene bedeuten, die herablassend auf die simplizistischen Interpretationen von psychologischen Phänomenen in Begriffen wie »Penisneid« blicken. Wie auch immer, unsere

nicht-psychoanalytischen Erklärungskonzepte sind kein bißchen besser als die von der Psychoanalyse propagierten, z.B. unterscheiden sich »Libido« und »kognitive Kapazität« nicht hinsichtlich ihrer Konstruktion, nur daß psychoanalytische Konzepte auf unsere affektiven Reaktionen zielen, während kognitive neutral erscheinen. Insoweit belegt möglicherweise - metatheoretisch gesprochen - unsere (und meine) Zurückweisung von psychoanalytischen Erklärungen einige Hauptsätze von Psychoanalytikern. So mag es etwa meine eigene Angst vor psychoanalytischen Konstrukten sein, die mich daran hindert, diese zu nutzen, und natürlich basiert diese auf einem Mangel an sicherer Bindung an meine Mutter im Alter von zwölf Monaten, die (je nach psychoanalytischem Ansatz und hinzugezogenem Attachment-Modell) als ängstlich oder ambivalent charakterisiert werden kann. In einem offensichtlichen Akt der Verdrängung meiner unbewußten Wünsche nehme ich in Anspruch, daß für mich verschiedene psychodynamische, theoretische Erklärungen nicht von Interesse sind, und für mich ist das Thema dort zu Ende. Eine Aussage »ich bin nicht interessiert an X« erlaubt mir, in andere Richtungen zu denken, ungeachtet dessen, ob andere meinen Ideen folgen würden. Die Perspektiven des Autors und des Deutenden unterscheiden sich notwendigerweise.

MRUCK: Was sind für Sie umgekehrt gute Theorien/Modelle/Ansätze in der zeitgenössischen Psychologie? Und wenn Sie Ihren eigenen Ansatz zu diesen in Beziehung setzen, wie bewerten Sie ihn?

VALSINER: Ich arbeite nicht, indem ich Theorien als »gut« oder »schlecht« bewerte, Theorien sind einfach Theorien. Meine eigene Theorie hat einen gewissen Wert (jedenfalls erscheint es mir manchmal so), weil sie gleichzeitig allgemein und phänomen-nah ist, etwas, was, anders als in der gegenwärtigen Psychologie, vor einigen Dekaden üblich war. Aber mit dem, was ich für wert halte, gehen auch viele ungelöste Fragen

einher, mit denen ich mich nicht beschäftigen kann. Also, es ist ein bunter Teller von Konstruktionen.

MEY: Nachdem wir über verschiedene Aspekte von Mainstream und Nicht-Mainstream geredet haben, lassen Sie uns etwas konkreter die »neue Psychologie« betrachten: In verschiedenen Ländern ist derzeit eine »Rethinking Psychology« zu verzeichnen, wenn ich etwa an die Bücher von Smith, Harré und Langenhove denke oder hier in Deutschland an die Gründung der »Neuen Gesellschaft für Psychologie«. Wie denken Sie über diese Tendenzen, was bräuchten sie, um wirksamer zu werden, als sie es im Moment sind? Und: Hat diese »neue Psychologie« überhaupt einen Platz und Sinn in einer weitgehend quantitativ orientierten Psychologie?

VALSINER: Ich würde es vorziehen, zwei Seiten Ihrer Frage nach der »neuen Psychologie« voneinander zu trennen: Die eine betrifft die sozial-institutionelle Aushandlung (oder den Kampf, wenn man diesen Begriff bevorzugt) zwischen dem »Alten« und dem »Neuen« um einen anerkannten und etablierten Platz in der Gesellschaft (oder der Disziplin). Die zweite Frage zielt darauf, wie neu neu ist, welche substantiellen Erwartungen es an die »neue« Vielfalt gibt, während sie um ihre Existenz kämpft. Nicht alles »Neue« ist notwendigerweise neu, ebenso ist »alt« nicht notwendigerweise alt. Zur ersten Frage denke ich, daß es bei den sozial-institutionellen Aushandlungen zwischen »alt« und »neu« eben größtenteils um soziale Phänomene geht, die wie für jede andere soziale Bewegung innerhalb einer Gesellschaft analysiert werden können. Daß Psychologie oftmals damit endet, »neue« Psychologien zu erfinden, wirft ein schlechtes Licht auf die Beschränktheit der sozio-politischen Organisation der »alten« Version und auf die Unreife von Psychologen, mit Konzepten zu spielen, statt ihnen mit missionarischem Eifer zu folgen. Für mich ist die Zurückweisung der »neuen« durch die »alte« Psychologie (z.B. durch de-

ren Denunzierung als »weiche Wissenschaft«) ebenso wie die der »alten« durch die »neue« (z.B. wegen deren Verweigerung, »qualitative Methoden« zu akzeptieren), gleichermaßen fruchtlos, auch wenn es sich um reale soziale Phänomene handelt. Worum es hier geht, ist ein sozialer Machtkampf um Axiome auf ideologischem Feld - das hat nichts mit Wissenschaft zu tun. Und es bewahrt weder »die Reinheit« der akzeptierten (»alten«) Version noch führt es zu Durchbrüchen der »neuen« Richtung, wenn die Vertreter der »neuen« eine strikte Eigen-/Fremdgruppen-Differenzierung - »Wir« und »Die« - vornehmen, ganz ähnlich der ihrer mächtigeren Gegner des »alten« Typs. Aus diesem Blickwinkel ist, daß es in Deutschland zwei (gegeneinander opponierende) psychologische Gesellschaften gibt oder daß in den USA die Aufspaltung in die American Psychology Association und die American Psychology Society erfolgte, nur ein soziales bzw. soziologisches Phänomen, kein epistemologisches. Und selbst wenn in dieser Auseinandersetzung - z.B. was die Frage von quantitativen vs. qualitativen Methoden als Mittel in einem solchen Streit angeht - auch durchaus ergiebige und vielversprechende Themen behandelt werden, sind aus einer ausschließlichen »Partisanen«-Position keine Lösungen zu erwarten: Breite Teile der zeitgenössischen »neuen« Psychologie verbrauchen ihre Energie, um verschiedene virtuelle Gegner zu bekämpfen (z.B. »Positivismus«, »Behaviorismus«, »Dualismus«), ohne daß sie ein positives, konstruktives Programm zur Verfügung stellen würden, um die kritisierten Herangehensweisen abzulösen, ein eher dekonstruktives statt rekonstruktives Vorgehen. Lassen Sie uns den »qualitative vs. quantitative Methoden«-Streit betrachten, der meiner Meinung nach in unterschiedlicher Hinsicht falsch verstanden wird: Erstens wird die quantitative Methodologie oft gleichgesetzt mit »wissenschaftlicher Methodik«, während die qualitative als ihr Gegenteil er-

scheint (oder zumindest als eine »weiche« Version). Dahinter steht ein ziemlich unrealistischer Glaube in die Sicherheit der Präzision von Zahlen, eine politische bzw. soziale Konstruktion jenseits von Wissenschaft. Theodore Porter hat dies sehr schön in seiner Studie zu Objektivitäts-Konzepten analysiert. Zum zweiten wird die quantitativ-qualitativ-Unterscheidung oftmals (mit) der Unterscheidung nomothetisch-ideographisch gleichgesetzt, eine nachweisbar unangemessene Gleichsetzung, wenn man z.B. überlegt, daß Gordon Allports »morphogenetic science« nomothetisch gedacht war. Schließlich wird diese Auseinandersetzung oft als Kampf zwischen sich gegenseitig ausschließenden Seiten gesehen, während beide in Wirklichkeit einfach zu kombinieren wären, abhängig von den Kriterien, die an Wissenschaftlichkeit angelegt werden. Würden hier Kriterien der Angemessenheit von Modellen für die ursprünglichen Phänomene verwandt, dann wäre das Gros psychologischer Forschung wissenschaftlich, wenn theorie- und phänomenadäquate, formal-qualitative Modelle bereitgestellt würden, statt den Phänomenen statistische Modelle (z.B. ANOVA, allgemeines lineares Modell) überzustülpen. Eine automatische »Verordnung« »statistischer Methodik« als Garantie für den wissenschaftlichen Status einer Studie ist ein krasser, unwissenschaftlicher Akt. Interessanterweise würden an diesem Punkt viele puristische Statistiker und ich übereinstimmen, wobei meine Argumente darauf zielen, den zu erforschenden Phänomenen keine Gewalt anzutun, sie verwehren sich gegen die Gewalt gegenüber den Axiomen, auf denen die statistischen Modelle basieren. Diese Grundlagen von Statistik werden in der psychologischen Forschungspraxis tagtäglich verletzt, geschützt durch den mittlerweile bestehenden sozialen Konsens, daß diese Verletzungen bedeutungslos seien.

Mruck: Sie kritisieren die quantitative Datenfixiertheit und haben Themen wie »Testen«, »Inferenzstatistik« usw. für sich ver-

worfen. Essentiell sei statt dessen, daß Forschung an den »Phänomenen« und ihren »Charakteristika« ansetzt. Ihre Kritik und Ihre Betonung der »Gegenstandsangemessenheit« befindet sich nahe an traditionellen, qualitativen Positionen, während Sie die Nähe Ihrer Position zu »reinen« statistischen Positionen betonen. In diesem Zusammenhang interessiert mich, was Sie von anderen »qualitativen« Modellvorstellungen halten, also z.B. von dem Vorrang der Induktion vor der Deduktion, von der Notwendigkeit der Reflexion der Beziehung zwischen Forscherin bzw. Forscher und Forschungsobjekt für Erhebung und Deutung usw.? Und welche Schlußfolgerungen haben Sie selbst aus Ihrer methodologischen Position gezogen, um Forschung zu betreiben?

VALSINER: Ich kann Ihre Frage nicht verstehen. Meine Kritik an der »Datenfixiertheit« kommt aus einem Verständnis von Methodologie als Zirkel, sie ist keine Kritik an einer Orientierung an Daten. Aus dieser Perspektive bin ich nahe an »puristischen« Wissenschaftlern anderer Gebiete (Physik, Chemie) und sogar zu angewandter Mathematik (also zur Statistik). »Induktion statt Deduktion« ist mit Blick auf diesen methodologischen Zirkel absurd; das Reden über den »Dialog« zwischen Subjekt und Forscher ist eine Übertreibung der datenkonstruierenden Realität, unabhängig davon, ob wir in solchen hermeneutischen Begriffen denken oder nicht.

(RE-) WRITING UND (RE-) TEACHING VON PSYCHOLOGIE

MEY: In der Psychologie werden eine Menge Bücher und Texte publiziert. Ist dies notwendig für die Entwicklung von Theorien, oder/und ist es ein Ausdruck von Wissenschaftspolitik: publish or perish?

VALSINER: Nun, es ist überhaupt nicht notwendig, viel zu schreiben! Es ist einfach so, daß ich von Idee zu Idee getragen werde, und wenn ich vermute, daß einige davon das Interesse anderer verdienen, bemühe

ich mich, sie »öffentlich« verfügbar zu machen, statt nur »für meine Schublade« zu schreiben. Zur Wissenschaftspolitik: Um die kümmere ich mich nicht, allein die Tatsache, daß ich publiziere, was ich will und so, wie ich es will, sollte ausreichen, um die minimalen Notwendigkeiten einer solchen Politik zu erfüllen.

MRUCK: In welcher Weise versuchen Sie, wissenschaftspolitische Mechanismen zu vermeiden?

VALSINER: U.a. indem ich mich nicht darum kümmere, in »etablierten Fachzeitschriften« zu veröffentlichen, ich schaffe mir meine eigenen Publikationswege, z.B. von 1985 bis 1995 durch die Veröffentlichung von Herausgeberbänden, dann durch die Gründung meiner eigenen Zeitschrift »Culture & Psychology«. Hauptgründe, weshalb ich nicht versuche in »regulären« Fachzeitschriften zu publizieren, sind einfach Mangel an Zeit und Bedarf. Ich halte auch wenig vom Gutachterverfahren der Fachzeitschriften, ich betrachte diese Art der Begutachtung als institutionelle Konstruktion lokaler Konformität: Der Herausgeber und drei Reviewer etablieren eine »konsensuelle Wahrheit«, daß ein Manuskript X sehr gut ist - und ich will/werde nicht akzeptieren, daß »blinde Konformität« Wissenschaft leiten kann.

MEY: Aber Sie veröffentlichen dort?

VALSINER: Nun, ich habe den gutgemeinten Rat meiner Kollegen »publiziere in guten, begutachteten Zeitschriften« niemals ernst genommen; wenn ich in einigen publiziert habe, so war dies eher zufällig als geplant. Und es gibt sehr viele Dinge, die ich überhaupt nicht publiziert habe - insbesondere Ergebnisse von empirischen Projekten, da ich nicht sehe, daß der Wert dieser Projekte über das hinausgeht, was ich lernte, während ich sie durchführte. Allgemein publizieren Psychologen zu viel, und das meiste, was publiziert wird, ist entweder trivial oder langweilig. Jan Smedslunds Überlegung, daß Psychologie größtenteils »pseudoempirisch« ist - nämlich empirisch zu beweisen

sucht, was der gesunde Menschenverstand längst weiß - erscheint mir sehr wahr und wichtig, auch wenn ich mich von Smedslund unterscheide, was gewünschte Lösungen dieses Problems angeht.

MRUCK: Sie haben vorhin auch kurz die Evaluation von Forschung und Lehre in den Vereinigten Staaten erwähnt, ein Feld, mit dem auch deutsche Psychologie umgehen muß, obwohl einige Kriterien ein bißchen altmodisch erscheinen, z.B. der eben erwähnte zahlenmäßige Output an Artikeln. Was könnte deutsche oder europäische Psychologie von den amerikanischen und - insbesondere - von Ihren Erfahrungen lernen?

VALSINER: Ich habe gerade kürzlich einen meiner brasilianischen Freunde, der weltweit in der biologischen Wissenschaft bekannt ist, gefragt: »Was würde mit einer Wissenschaft geschehen, wenn sie sich selbst anhand der Anzahl von Publikationen bewerten würde?« Seine Antwort war einfach: »Sie wird ausgelöscht werden, weil es keine intellektuelle Neuerung geben wird.« Ich stimme ihm zu. Für deutsche (oder andere europäische) Psychologen würde das Übernehmen der wissenschafts-administrativen Praktiken der Vereinigten Staaten zwar einen großen Erfolg hinsichtlich ihrer rein quantitativen Produktivität garantieren; trotzdem würden Kriterien fehlen, um »Durchbrüche« zu bewerten (wenn diese geschehen). Statt der »publish and perish«-Kontroverse liegt das Problem darin, daß in der Psychologie konsensuell akzeptiertes Zeug publiziert wird, und entweder wird ohnehin »gestorben« oder man wird - wenn man Glück hat - »verbeamtet«. Ich denke nicht, daß das administrative System von Wissenschaft da irgend etwas ändern wird. Welches waren denn die letzten intellektuellen »Durchbrüche« der Psychologie? Vielleicht gelingen sie Einzelpersonen.

MRUCK: Bisher haben wir über das »Re-Thinking« und »Re-Writing« von Psychologie gesprochen. Was ist mit dem »Re-Teaching«? Immer wieder und auch aktuell wird hier in Deutschland über das »Lehren«

von Psychologie (oder allgemein: Lehren an der Universität) diskutiert. Die Hauptkritikpunkte sind, daß das Studium zu lange dauert und nur wenig hilft, um für die Praxis vorbereitet zu sein usw.

VALSINER: Ich akzeptiere diese Rhetorik nicht: Wessen Praxis? »Zu lange« - für wen? Aus wessen Blickwinkel? Hier ist doch die Frage, welche Kriterien (für einen Vergleich) hinzugezogen werden. Und die Länge von Ausbildung mag von einfachen Fragen abhängen: »Wer bezahlt dafür?« und »Wer profitiert von dieser Bezahlung?« Ich zweifle, daß die Psychologie als spezielle Disziplin viel mit diesen Entscheidungen zu tun hat.

MEY: In dieser Debatte fordern viele Leute eine Reform der Universität, und viele halten amerikanische Universitäten für ein gutes Modell. Was gefällt Ihnen an der amerikanischen Art des Lehrens, was erscheint Ihnen kritisch?

VALSINER: Es ist wahr, daß »amerikanische Modelle« des Lehrens von Psychologie (und nicht nur von Psychologie) sich über die ganze Welt verbreiten - wie Hollywood-Filme. Die Lehrmittel (Bücher usw.), die in Amerika benutzt werden, sehen beeindruckend aus und werden machtvoll von ihren Verlegern vermarktet. Doch wie die »amerikanische Demokratie« im großen, so kann auch der amerikanische Weg des Lehrens im besonderen nicht einfach in andere Gesellschaften exportiert werden, selbst wenn seine Attraktivität für viele Länder groß sein mag. Z.B. beinhaltet der »American way« für die Lehre während eines normalen Semesters - im Unterschied zu Deutschland - eine Vielzahl an Aufgaben, Prüfungen usw. Das kann sehr positive Effekte haben, indem Studenten dazu gebracht werden, etwas in dem jeweiligen Gebiet zu produzieren; wird es jedoch reduziert auf das Sammeln und Erfüllen einer Serie von kleinen Pflichten für das Examen, so ist dies kontraproduktiv. Alles hängt davon ab, was wie und in welchem Kontext gelehrt wird, und der gleiche »amerikani-

sche Weg« führt in den Händen des einen Professors zu sehr guten Ergebnissen (z.B. guten Papieren), in denen eines anderen zu einer nutzlosen Papierproduktion. Der »American way« ist pluralistisch, was zugleich auf seine Vor- und Nachteile verweist, und er ist von deutschen Universitätskontexten sehr verschieden, ebenso von brasilianischen, estischen usw. Vielleicht steckt hinter dem Vergleich amerikanischer vs. europäischer Weg, was Lehrstile angeht, tatsächlich das kuriose Thema einer »postmodernen« Fragmentierung von Wissen in jeder Sozialwissenschaft und damit eben auch in der Psychologie. Das Material, das gelehrt wird, ist mittlerweile entlang von Themenbereichen organisiert (Literatur, die im Feld X, Y oder Z existiert), statt daß psychologisches Basiswissen systematisch präsentiert würde. Dieser Wandel ist offensichtlich, wenn Sie aktuelle amerikanische Lehrbücher mit deutschen aus den 20er Jahren vergleichen. In den letzten versuchten die Autoren, Wissen zu systematisieren und gleichzeitig Literatur überblickartig zusammenzustellen; in den gegenwärtigen liegt der Fokus auf »sozial heißen Themen« jenseits einer psychologischen Systematik. Verständlich wird dies, wenn man z.B. die administrative Evaluation für Universitätsprofessoren hinzuzieht: Studenten werden am Ende des Semesters aufgefordert, Veranstaltungen entlang einiger Rating-Skalen zu bewerten, und aus dem Durchschnitt dieser Ratings ergibt sich die Lehrqualität des jeweiligen Professors. Völlig absurd ist, daß an der University of North Carolina z.B. die Frage, »wieviel haben Sie in dem Kurs gelernt«, nicht einmal gestellt wird, sondern Fragen z.B. dazu, wie gut das Publikum unterhalten wurde, was den Bewertungsprozeß für die breite öffentliche Meinung öffnet. Diese öffentliche Meinung halte ich für zentral für den »American way« auch des Lehrens und für seine Geschichte: So wurden Prediger des 19. Jahrhunderts in den USA danach bewertet,

wie viele Jünger sie durch ihre Predigten gewinnen konnten, und moderne Universitätsprofessoren werden danach bewertet, wie viele Dollars sie aus verschiedenen Stellen für ihre Forschung »herauspredigen« können, unabhängig von der Art der Forschung.

Und die Lehrbücher sind so angelegt, daß sie die Lehrenden mit Themen versorgen, die »in a hot way« darstellbar sind und zur vorherrschenden Art des Prüfens von Studenten - dem »multiple choice« - passen. Das bedeutet, die Konstruktion von Wissen aus Lehrbüchern erfolgt, indem Studenten erraten, welche Fragen aus dem Text im Examen wohl auftauchen werden und welche Verbindung zwischen der Frage und »der richtigen« Antwort im Text wohl besteht. Auf diesem Weg wird die Konstruktion von Wissen weiter fragmentiert, es mag zwar technisches Wissen aufgebaut werden, nicht aber konzeptuelles. Deshalb: Für psychologisches Lehren sind einfache Lösungen »made in USA« wenig sinnvoll, vielleicht sind Lösungen sogar eher aus anderen Ländern zu erwarten, die über systematischere Muster der Wissenskonstruktion verfügen.

MEY: Vielleicht zum Abschluß: Wenn Sie die letzten Jahrzehnte Psychologie betrachten, was sind Ihrer Meinung nach die wesentlichen progressiven, was die wesentlichen regressiven Entwicklungen? Und zusätzlich: Was erwarten Sie für die Psychologie in der Zukunft, z.B. für das nächste Jahrzehnt?

VALSINER: Tut mir leid, über dieses Thema möchte ich nicht spekulieren.

MRUCK: Warum nicht?

VALSINER: Weil ich nicht voraussagen kann, wohin die Disziplin sich entwickelt, warum also Energie damit verschwenden, nette Geschichten zu erfinden, wohin sie sich entwickeln sollte. Ich bin nicht daran interessiert, irgend jemandem zu sagen, wo er hingehen soll, auch wenn ich nicht dazu schweige, was ich von gegenwärtigen Entwicklungen halte.